

GREGOR SCHUBIGER, NEONATOLOGE UND BERGSTEIGER

Das Gewissen der Höhenexp

Von **Martina Frei**

Berg- und Gipfelfotos zieren die Wände seines Büros, die Turnschuhe lüften draussen auf dem Fensterbrett. Gregor Schubiger ist gerade von seiner täglichen 8-Kilometer-Joggingrunde um den Luzerner Rotsee zurückgekehrt. Das macht der schmächtige Mann so zwischendurch, neben seiner Arbeit als Chefarzt des Luzerner Kinderspitals und Mitglied der Klinikleitung. Seit Januar trainiert «Schubi» für die Höhenmedizin-Forschungsexpedition, die am Sonntag startet. Während des Aufstiegs am Muztagh Ata erforschen 15 Ärzte und 38 Probanden die Höhenkrankheiten. Anfang Juli will die Gruppe – zusammen mit den Bergführern an die 70 Personen – den Gipfel des «Vaters der Eisberge» erreichen. So nennen die Einheimischen den Berg in Westen Chinas.

Die beste Prophylaxe gegen den Burnout in der Klinik seien minus 20 Grad Celsius, schrieb Schubiger im Gesuch an die Klinikverwaltung. Die

lässt den Bergfex jetzt fünf Wochen lang ziehen. Klirrend kalt und windig wird es auf dem 7546 Meter hohen Muztagh Ata sein, aber «alpinistisch harmlos», sagt der Spezialist für Neugeborene. Man käme im Ernstfall rasch runter. Der Ernstfall, das ist das Höhenhirnödem oder das Lungenödem. Oder Unfälle oder psychische Dekompensation oder . . . «Was könnte passieren dort oben? Bin ich darauf vorbereitet?», habe er sich die ganze Woche in Gedanken gefragt. Montagnacht, erzählt Schubiger, habe er plötzlich gedacht: «Mein Gott, wenn dort oben einer einen Pneumothorax macht?», wenn also eine Lunge ein wenig reisst und das Gewebe zusammenfällt? Er hat noch schnell ein Drainage-Set für den Fall besorgt.

Schubiger ist «das Gewissen der Expedition», der Expeditionsarzt, der im Zweifelsfall entscheidet, wer die Höhe zu schlecht erträgt und wieder hinunter muss. «Früher habe ich immer gespottet, ich geh lieber auf Schweizer Berge. Auf die hohen Himalaja-Gipfel, da gehört der Mensch nicht hin.» Das Risiko sei nicht unerheblich, zehn bis zwanzig Prozent der Teilnehmer werden wegen gesundheitlicher Probleme vorzeitig umdrehen müssen, schätzt er. «Fötus und Extrembergsteiger

müssen mit sehr wenig Sauerstoff auskommen. Die Sauerstoffsättigung des Blutes ist dann gleich. Nur wird der Fötus damit nicht fertig. Der Erwachsene», erklärt der Neonatologe. «Fötus als Alpinist» betitelte er die Broschüre zur Ausbildung für die Ärzte seiner Klinik. Er schrieb, mit welchen Kniffen Umgehungen bei schlechter Sauerstoffversorgung möglich sind.

Schubiger ist ein spät berufener Bergsteiger. Bergsteigen ist ein für die Familie ein Fremdwort. «Sport», sagt er. Seine Familie war lange es «grün» sei, ihm gefällte. Richtig begonnen mit dem Alpinismus mit 40, als die drei Kinder schon erwachsen waren. Das Bergsteigen, das sei kein Hobby, sondern eine Leidenschaft. Die Viertausender hat er fast alle bestiegen, dieses Jahr will er ein «paar, die noch fehlen» zu schaffen. «Bescheiden dort oben, sieht die Natur anders aus», das schätzt er an den Bergen. Die Höhen-Gefühle genießt er, aber auch die Konzentration auf eine Aufgabe. Man muss sich auf anderes denken, sonst wirts gefaselt.

«Angenehm autoritär», sei die Haltung von ein früherer Kollege über den Cerebellum komme vom Bergsteigen, behauptet er.



GOR SCHUBIGER, NEONATOLOGE UND BERGSTEIGER

Wissen der Höhenexpedition

Jetzt fünf Wochen lang ziehen. Windig wird es auf dem 7546 Meter hohen Annapurna sein, aber «alpinistisch» ist der Spezialist für Neugeborene. Im Notfall rasch runter. Der Ernstfall, Sauerstoffmangel oder das Lungenemphysem oder psychische Dekompensation. Was könnte passieren dort oben? «Vorbereitet?», habe er sich die ganze Nacht gefragt. Montagnacht, er habe er plötzlich gedacht: «Mein Kopf über einer einen Pneumothorax. Wie soll eine Lunge ein wenig reissen und zusammenfällt? Er hat noch ein Notfall-Set für den Fall besorgt. «Das Gewissen der Expedition», sagt der Arzt, der im Zweifelsfall entscheidet, ob die Höhe zu schlecht erträgt und er muss. «Früher habe ich immer lieber auf Schweizer Berge. Die Himalaja-Gipfel, da gehört der Bergsteiger rein.» Das Risiko sei nicht unerheblich, bis zwanzig Prozent der Teilnehmer wegen gesundheitlicher Probleme vorzeitig umdrehen müssen, sagt er. «Fötus und Extrembergsteiger

müssen mit sehr wenig Sauerstoff auskommen. Die Sauerstoffsättigung des Blutes ist bei beiden gleich. Nur wird der Fötus damit besser fertig, als der Erwachsene», erklärt der Neonatologe. «Der Fötus als Alpinist» betitelte er darum eine Fortbildung für die Ärzte seiner Klinik, in der er beschrieb, mit welchen Kniffen Ungeborene die schlechte Sauerstoffversorgung ausschöpfen.

Schubiger ist ein spät berufener Alpinist. «Das Bergsteigen ist ein für die Familie asozialer Sport», sagt er. Seine Familie wandere gern, so lange es «grün» sei, ihm gefällts weiter oben. Richtig begonnen mit dem Alpinismus hat er erst mit 40, als die drei Kinder schon grösser waren. Das Bergsteigen, das sei kein Hobby, «das ist eine Leidenschaft». Die Viertausender der Schweiz hat er fast alle bestiegen, dieses Jahr hofft er die «paar, die noch fehlen» zu schaffen. «Man wird bescheiden dort oben, sieht die Relationen wieder», das schätzt er an den Bergen. Die erhabenen Gefühle geniesst er, aber auch «die völlige Konzentration auf eine Aufgabe. Man darf an nichts anderes denken, sonst wirds gefährlich.»

«Angenehm autoritär», sei der «Schubi», sagt ein früherer Kollege über den Chefarzt. Das komme vom Bergsteigen, behauptet der. Von den

Bergführern habe er mehr über guten Führungsstil gelernt als in allen Managementkursen. «Wenns um die Wurst geht, bin ich schon mal knallig, aber sonst ist mir die flache Hierarchie lieber», beschreibt er seinen Führungsstil. Gewisse Sachen, etwa wenn jemand gegenüber den Patienteneltern überheblich sei, könne man nicht tolerieren. Auch im Gebirge, das weiss der ehemalige Militär-Sportarzt, müsse man manchmal jemanden «zusammenknurren, und zwei Stunden später sitzt man beim gemeinsamen Bier vor der Hütte».

Seiner Beliebtheit scheint das keinen Abbruch zu tun. Als er im März 60 wurde, feierte die ganze Klinik. Kollegen seilten sich vor seinem Büro ab. Eine Feuerwehrübung, bei der er auf einer Trage angeschnallt aus 30 Metern Höhe «gerettet» wurde, fand ihm zu Ehren statt. Das Mittagessen gabs in einer extra aufgebauten Militärküche, und bei der Visite, «das war der Gipfel», sagt er lachend, präsentierten sie ihm ein 15 Monate altes, angeblich rachitisches Kind – und fotografierten ihn schadenfroh, als er den Patienten – seinen eigenen Enkel – untersuchte und nicht erkannte. «Seitdem habe ich den Ruf eines Rabengrossvaters.»

Mehr zur Expedition: www.tages-anzeiger.ch